In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 208 | Posen, den 11. September 1929 | 3. Jahrg.



(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

. . . Seltsam, als Laßberg zum andern Mal diesen Inhalt überlas, stand ihm nicht mehr das lustige Gesicht des Freundes vor Augen, sondern das feingezeichnete Gemmengesicht von Trautlieb Krüger, dessen kleiner Freundin. Der einzigen übrigens in Berlin, die außer dem Geldempfänger, von seinen eingegangenen Verpflichtungen etwas wußte.

Friedrich Laßberg hatte für die zur Weiterführung der Versuche sowie zur Deckung bereits entstandener Unkosten dringend notwendig gewesene Summe gutgesagt. Darauf gab ein relativ anständiger Darleiher so bedinglich fünfzigtausend Mark her, daß sie in Jahresfrist nach Kündigung zu zahlen seien. Auch Laßberg mußte nach sehr eingehender Prüfung der Erfindung, von tüchtigen Fachleuten darin unterstützt, annehmen, daß innerhalb dieses Jahres die zum Teil bereits eingelaufenen, zum andern Teil angekündigten Aufträge, bestens ausgeführt sein konnten und dadurch ohne Schwierigkeiten alles in Ordnung gebracht wurde.

An einen frühen Tod seines starken, gesunden Freundes aber auch nur zu denken, war ihm nicht in den Sinn gekommen.

Woher sollte jetzt der gesundheitlich noch recht Angegriffene — durch die Inflation des eigenen Vermögens — durch den wirtschaftlichen Niedergang des Verdienstes Beraubte seiner auch ehrenwörtlich übernommenen Verpflichtung nachkommen? Als Gesamtersparnis verfügte er über fünftausend Mark. Was aus dem Triffbergschen Nachlaß herauskommen könnte, mußte Trautlieb gehören. Wenig genug würde es ohnehin sein.

Diese fünfzig Mille aber mußten auf Heller und Pfennig von ihm getilgt werden . . . sofern er am Leben blieb. Die andere Möglichkeit — sich durch eine Kugel dieser ungeheuren Tilgung und damit des ganzen freudlosen Daseins zu entziehen — erwog er auch jetzt nicht, obschon ihn eine dumpfe, verzweifelte Ratlosigkeit gepackt hielt . . . Erwog zur Zeit überhaupt nichts . . . sondern fror erbärmlich. Seine Zähne schlugen hörbar aufeinander. In seinen Ohren summten — losgerissen von diesem erschütternden Erleben — die letzten immer gleich belanglosen Tischgespräche — erstand das blasse, schwammige Genießergesicht des Frankfurter Bankiers, dessen Mund er bei geschlossenen Augen wie ein präzis arbeitendes Ventil in Bewegung sah . . . Monte Carlo . . .! Friedrich Laßberg fror jetzt aus Ekel von den ungeheuren Summen, die dort wie Kröten aus den unbewußt zitternden Lippen des Croupiers hüpften.

Ein Gedanke, bestimmt nicht in seinem eigenen Hirn geboren, sondern künstlich hineingepreßt und von einer vielleicht tückisch verborgenen Gier versteckt gehalten, kroch hervor und bedrängte seine Seele. Weshalb er bestehen blieb, vermochte Laßberg nicht zu ergründen. Er selbst hielt ihn bestimmt nicht. Er widersetzte sich ihm lediglich nicht.

„Versuche dein Glück in Monte Carlo,“ verlangte der Gedanke.

Der Frost wich nun einer Erwärmung, die schnell zur Glut wurde. Der fremde Gedanke bohrte sich in sein Hirn . . . lachte alle Vernunftsgründe ins Grab, behauptete sich frech — blieb schließlich Sieger über das Bewußtsein, daß Geld unmöglich „Glück“ wäre . . . Glück . . . dies flatternde, oft genug zerfetzte, beschmierte, papierene Elend, in dem er Jahre hindurch hatte wühlen müssen, um das sich Menschen und Völker verdarben und zerfleischten. Nein! Tausendmal nein! Glück kann allein durch die Arbeit errungen werden. Nur durch sie! — — —

Mit der Befestigung dieser längst gewonnenen Erkenntnis hörte endlich das Summen vor seinen Ohren auf. Die Klarheit des Denkens kehrte langsam zurück. Nun erwog er kühl und scharf — das Für und Wider eines Ausfluges nach Monte Carlo. Dawider sprach eigentlich nur die Unterbrechung der ihm vom Arzt vorgeschriebenen Liegekur von immerhin begrenzter Dauer. Dafür schnellte eine Möglichkeit auf . . . die Möglichkeit, freilich ohne wahrscheinlich zu wirken, durch einen größeren Gewinn ein anständiger Kerl zu bleiben.

Diese Nacht verbrachte Friedrich Laßberg außer Bett . . . bezahlte spät abends noch seine erst in vier Tagen fällige Wochenrechnung, ließ sich aus dem Tresor der Pension das für ihn aufbewahrte Bargeld aushändigen, gab an, daß er für die nächsten Tage die Umgebung von Lugano besichtigen wolle und packte nur das Allernötigste in eine Handtasche.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr saß er in dem Personenzug nach Chiasso, um von dort aus mit dem D-Zug nach Monte Carlo weiterzufahren.

* * *

Die alte Blanksche Tradition, die einst in überaus eleganter Weise den Besuchern des Kasinos das Geld abnahm, war jetzt verblaßt, wie die Hoheit der livreeierten Diener. Das pourboire (Trinkgeld) bedeutet auch hier Trumpf. Fürst Albert war tot. Fürst Louis, der Gegenwärtige, brauchte ... wie die ganze Welt. Damit hob er das permis der Deutschen auf. Der für fünfzig Centimes zu erhandelnde Berechtigungsschein, der einen Aufenthalt von sechs vollen Monaten gewährleistet, war unwiderbringlich dahin. Wer ein Bindestrich-Deutscher war, mußte sich nunmehr strengen Forderungen fügen. Aber Friedrich Laßberg zählte auf die, einst wie jetzt gefälligen und schlauen Hoteldiener und Wagenlenker, die dem Fremden, der ohne französisches Visum einreist, behilflich sind. Sie schlagen dadurch außerdem der monegassischen Polizei, die auch ihnen streng auf die Finger sieht, noch ein Schnippchen und beziehen dafür als Belohnung deutsches Geld, das zurzeit dem Franken gegenüber als begehrenswert gilt . . .

So machte sich Friedrich Laßberg in dieser Beziehung also keine Sorge. Schließlich fiel ihm sogar noch rechtzeitig ein, daß das ärztliche Attest mit dem geheiligten französischen Konsulatsstempel in seiner Brieftasche ihm jedes Spielerparadies eröffne.

Ein Hotel wählte er noch nicht. Seine Reisetasche verblieb vorläufig auf dem Bahnhof. Eine vergeblich bekämpfte Hast trieb ihn nach dem Kasino. Seine Augen schmerzten, wie er meinte, von dem endlich überwundenen grellen Reklamewort „Cote d’Azur“, das ihm von den Wänden seines Abteils entgegengeschrien hatte. — An den Palmen vorüber, die stolz wie einst, rechts und links zum Eintritt ins Kasino einluden, schritt er mit pochenden Schläfen. Der Schein des Vollmondes durchleuchtete alles scharf. Die mächtige Rundkuppel, gekrönt von zackigem Abschluß, wuchtete silberblank zwischen den beiden herrlich geformten Türmen. Die sparsam erhellenden Gasflammen, seit zwanzig Jahren den Engländern ein Aergernis, flackerten trübe und nutzlos. Aber die sonstigen Besucher des Kasinos störte das Fehlen der elektrischen Bogenlampen nicht. Sie begehrten zu spielen und — — nur dies!

Einst funkelte und klirrte — knisterte und zerriß in den Spielsälen gutes Gold oder echtes Papier. Heute regierte der Chip!

Friedrich Laßberg betrat wie ein Nachtwandler die mächtige Vorhalle zum Kasino. Er empfand sich von seiner eigentlichen Persönlichkeit gelöst. Die Uebermüdung hatte ein Fieber in ihm entzündet. Der plötzliche Tod des einzigen Freundes, der nicht nur sein Gefühl, sondern auch seine

Ehre zu verwunden drohte, rief jenes Angstgefühl schwerster Verlassenheit hervor, dem auch der Stärkste wenigstens einmal im Leben unterliegen muß!

Er hatte noch keine entscheidende Bewegung nach seinem Eintritt in die Vorhalle getan, als er durch den Stoff des Aermels zwei heiße zuckende Hände verspürte. Das Gesicht einer Frau mit grellrot gemalten Lippen, kühn und aufdringlich geschwärzten Bogen über den unruhig umherirrenden Augen, neigte sich ihm so tief entgegen, daß er unwillkürlich zurückfuhr. Eine Stimme, in der die Gier zitterte, schlug an sein Ohr: „Ist es wirklich wahr, Baron, daß Sie heute — vor einer Stunde sagte man mir — 150 000 Mark gewonnen haben? Natürlich ist es wahr. Wie kann ich nur fragen? Nicht wahr, Sie leihen mir eine Kleinigkeit. Tausend Mark genügen schon. Ich erstatte sie Ihnen in höchstens zwei Stunden zurück. Denn ich werde gewinnen! Viel Geld gewinnen. Ich sprenge die Bank . . . wie meine Urgroßmutter vor langen Jahren. Glauben Sie mir doch."

„Eine Wahnsinnige augenscheinlich," dachte Friedrich Laßberg und hatte die Ueberzeugung, daß man an dieser Stelle sehr schnell den Verstand verlieren könne . . . Dann kroch ihm eine andere Erwägung eiskalt durch das Hirn. „Oder . . . sollte ich selbst . . .? Wäre es ein Wunder nach den Vorgängen? — Ruhe — Ruhe. Wer also ist nun wahnsinnig . . . dies' Pupp', die mich „Baron" nennt, oder ich?"

Während er sich brüsk und wortlos von den klammernden Fingern befreite und vorwärts schob, ergriff ihn eine feine Aristokratenhand beim obersten Knopf seines Rockes. Ein alter, arg vom Leben zerpflückter Kavalier — unstreitig ein Edelmann — überschüttete ihn mit sanften Vorwürfen. „Nennen Sie das etwa Pünktlichkeit, bester Baron?" Zeigt Ihre Uhr vielleicht die verabredete sechste Stunde an, hä? Ihren Riesengewinn haben Sie hoffentlich im Hotel de Paris in Sicherheit gebracht! Nein? Ich bitte Sie! Für solchen unverantwortlichen Leichtsinn, die ganze Summe immer noch bei sich zu tragen, habe ich keine Bezeichnung. Nein, nein . . . nicht beleidigt sein. Kommen Sie! Schnell! Es gilt wirklich die größte Eile. Bitte, Sie haben mir versprochen, noch heute beim Spiel neben mir zu stehen. Nichts weiter. Ich gedenke zwanzigmal auf Ihre Zimmernummer 76 im Hotel de Paris zu setzen. Konsequent. Passen Sie auf . . . das wendet mein Pech. Ah, da kommt Ihre kleine Cherie, Baron. Ich enteile für ein paar Minuten, um nicht zu stören."

Friedrich Laßberg lächelte starr. Kein Zweifel, daß ihn die Glut des Fiebers narrte. Da schwebte schon wieder ein grell aufgeputzter Schemen auf ihn zu. Frauenlachen silberte an sein Ohr. „Wir dürfen jetzt nicht mehr so unglücklich wie bisher aussehen, teuerster Baron. Sie sind der letzte Ihres Namens . . . oh, ich habe das nicht vergessen. Jedoch . . . das ist nicht unabänderlich. Ich möchte Sie so gern trösten." Ohne sie zu unterbrechen, ließ er starr und gespannt seine Blicke auf ihrem nervösen Gesicht ruhen.

„Ich habe Sie bereits verzweifelt im Hotel gesucht," tuschelte sie zärtlich weiter, „aber das Zimmer barg nur Ihren Geist. Ich sah ihn wahrhaftig. Bei weitem klarer manifestiert, als vorgestern in der Sitzung."

Friedrich Laßberg riß sich zusammen. Spielte mit.

„Auf morgen," verhieß er, „dann wollen wir mein Glück im Spiel miteinander feiern," verneigte sich automatisch und wandte sich dem Ausgang zu. Ein paar Stimmen versuchten ihn zurückzuhalten. Umsonst! Er achtete auf nichts mehr. Grauen hetzte ihn. Der Atem preßte sich in die keuchenden Lungen zurück. Sein Gesicht erschien ehern. Erst draußen bei dem ersten, tiefen Einziehen der warmen Luft schüttelte er das frierende Unbehagen ab . . . beschloß umzukehren und Aufklärung zu erbitten — besann sich aber schnell anders und verschwand auf dem Wege, der zum Golf führte. Ganz genau erinnerte er sich dabei der Eindrücke, die er hier vor Ausbruch des Krieges gehabt hatte. Obenhin betrachtet erschien ihm nichts verändert. Und dennoch! In dem ehemaligen Palais des Beaux Arts befand sich jetzt das eine der beiden eleganten Kinos. Einen Augenblick wollte ihn das gräßliche Gefühl der Verlassenheit hineintreiben. Aber er besiegte diese Aufwallung und schob sich tiefer in die nicht mehr so tadellos wie sonst gehaltenen Anlagen, in denen sich — abseits vom breiten Promenadenweg, die große Mulde befand, auf welche aber weder in Monte Carlo noch in der Presse irgendwelche reklamehaften Hinweise gemacht wurden. Denn sie nahm immer noch die Unglücklichen auf, welche der Revolver verstummen ließ. Mechanisch wandte sich Friedrich Laßberg dorthin. Just auf der Bank, welche in das grüne Grab der Mulde hinabschaute, nahm er Platz. Seine Füße trugen ihn nicht weiter. Sein Hirn war wie ausgeleert. Die letzten Geschehnisse — der ohne Nahrung verbrachte Tag — rächten sich. Die Fähigkeit des geordneten Denkens ging verloren. Sobald er den Blick geradeaus richtete, mußte er in das grausige Bett der Selbstmörder schauen. Er tat es sogar mit Absicht. Jedoch . . . nicht der Schein eines Wunsches nach der gleichen Ruhe ging ihm auf. Freilich litt er, weil er leben mußte, und noch nicht wußte wie er dies — ohne sein letztes Gut, seine Ehre zu beflecken — fertig bringen sollte. Die Vorstellung, daß er sich, wieder nach Berlin in sein möbliertes Zimmer zurückgekehrt, irgendwelchen Verdienst suchen müsse, ängstigte ihn nicht. Lediglich das dunkle Gefühl erweckte Beklemmung, daß er in diesem Zustand der Hinfälligkeit bei dem erschreckenden Ueberangebot gesunder und frischer Arbeitskräfte kaum etwas erwerben könne. Daneben quälte nicht minder die Einlösung der übernommenen Bürgschaft — diese unseligen fünfzigtausend Mark, die selbst bei guter wirtschaftlicher Lage des Arbeitsmarktes niemals in der erforderlichen Zeit zu verdienen gewesen wären und die deshalb im Spiel zu gewinnen, er sich doch hierher begeben hatte! Der Vollmond leuchtete an diesem Spätabend viel zu hell für heiße, übermüdete Augen und unruhige Herzen. Die Silberfalten, mit denen er alle Gegenstände auf der Erde einfach zusammenschob und dadurch verzerrte, verzogen auch Laßbergs nächste Umgebung. Auf dem Rand der Mulde, also noch nicht in den grünen, tröstenden Sarg hinabgekollert, schien die regungslose Gestalt eines Mannes zu liegen. Schwerfällig erhob sich Friedrich Laßberg, um den Schläfer zu wecken oder . . . das andere festzustellen. Ein schmaler Lichtstreifen glitt über seine Rechte und geleitete ihn, wie eine Mutter ihr furchtsames Kind an den Ort des eingebildeten Schreckens führen mag.

Ein Mann lag, das Gesicht starr zum Himmel emporgehoben, die Augen weit geöffnet, vor Laßberg. Und dieser Mann war tot! Hart neben ihm ruhte der Revolver. Das kreisrunde Loch in der linken Schläfe entstellte ihn nicht. Friedrich Laßberg, hatte sich so tief über die Leiche geneigt, als wolle er jeden Zug dieses erbleichten Gesichtes studieren. Er selber verlor dabei gleichfalls mehr und mehr die Farbe des Lebens und wirkte allmählich kaum minder blutleer als der Tote. Entsetzen, wie er es niemals zuvor gespürt, schüttelte ihn. Lange glaubte er an ein wildes Spiel seiner aufgepeitschten Phantasie . . . Riß endlich sein eigenes Paßbild aus der Brieftasche und hielt es neben diesen Kopf mit der eckigen Stirn, der schmalen, geraden Nase und dem markanten Kinn. Verglich Zug um Zug und . . . erkannte sich selbst in diesem Toten wieder. — Die gehetzten und verwirrten Sinne hatten ihm keinen Streich gespielt. Dies Bild in seiner Hand stellte wirklich den Toten dar . . . Und doch nicht! Er war es! Er . . . Friedrich Laßberg . . . der immer noch nicht daran dachte, freiwillig zu sterben, der um jeden Preis weiterzuleben entschlossen war, weil dies in seinem Falle das Schwerste und zugleich Erhabenste — die grausamste aller Forderungen und doch auch die veredelndste, in sich barg.

Mit einem Schlage war ihm klar, daß man ihn in der Vorhalle zum Kasino mit diesem Heimgegangenen verwechselt hatte, der gleich ihm sehr unglücklich und noch viel verlassener, als er — Friedrich Laßberg — sein mußte, wenn er sich nach dem Gewinn von 150 000 Mark erschießen konnte.

Ein bestimmtes Gefühl verriet Laßberg, daß Gründe unbekannter innerlicher Art diesen Baron dazu gezwungen haben mußten. Denn um seinen leicht geöffneten, erstarrten Mund lag noch im Tode ein Zug von Ueberdruß und Entschlossenheit zum Sterben, wie er ihn einmal an einem Feldgrauen wahrgenommen hatte, der seinen Tod herbeizwang. Dieser Baron, der in Zimmer Nr. 76 des Hotels de Paris gewohnt hatte, der ihm aufs Haar nachgebildet war, verwandelte sich langsam vor dem Beschauer. Friedrich Laßberg besaß keinen eigenen Willen mehr. Eine unsichtbare, aber unüberwindliche Hand schob ihn. Seine sonst so klaren, ehrlichen Augen mit dem Kinderblick unbewußter Lauterkeit, erglänzten irre. Auf seiner kantigen Stirn perlte der Schweiß.

Als er sich so auf den Toten herabbeugte, daß ihn ein eisiger Hauch anzuwehen schien, wollte sein Wille noch einmal erwachen. Aber der lahme, verwundete Wille mußte sich alsbald für besiegt erklären.

Danach tat er alles, was das Fremde und Fiebernde in ihm verlangte!

Er begann den Toten zu entkleiden. Stück um Stück zog er ihm sanft herunter. Das währte sehr lange. Seine Hände bebten unablässig dabei . . . Die Brieftasche mit den Ausweispapieren, der dickgeschwollene Umschlag, der den Gewinn barg, ein addressierter, verschlossener Brief, mehrere an ihn, den Baron, gerichtete Schreiben, ein Bund Schlüssel und anderes kramte er aus den Taschen, weil es

herauszufallen gedroht hatte. Nun lag der Tote in Blöße unter dem Silbermantel des Mondes. Jetzt galt es das Furchtbarste zu tun . . . . Er mußte ihn . . . in . . . die . . . eigenen . . . Kleider bringen . . . . Das war beinahe undenkbar . . .

Als Laßberg endlich, endlich, auf seinem Körper noch den letzten Hauch der Todeskälte in den fremden Sachen zu spüren sich einbildete, stieg in ihm schwere Uebelkeit hoch. Aber alles ging schließlich in Ordnung. Mußte er auch den Revolver an sich nehmen, weil der vielleicht den Namen des Barons trug? — Gottlob, nein! Der war Dutzendware und hatte keinerlei Zeichen.

Nun war es geschehen! — Friedrich Laßberg lebte nicht mehr. Sie würden ihn morgen in grauer Frühe oder heute Nacht, wenn auch jetzt noch die Wache ihre Runde machen sollte, auffinden und sich wundern , weshalb sich einer der im Portefeuille über vierhundert Mark verfügt, eigentlich totzuschießen beliebte. Aber, wenn er — Laßberg — jetzt, kaum zwanzig Minuten nach dem grausigen Tausch, hinging und von bitterer Reue getrieben, die Wiederherstellung des alten Zustandes — die Zurückwechselung also — forderte . . .? Umsonst . . . alles — alles in dieser Sache ganz vergeblich! Niemand würde ihm Glauben schenken . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Gouvernante.

Novelle von E. Zernike.

Sie saß beim offenen Fenster, wo das Licht heiß und grell hineinfiel. Ihre Gedanken waren sehr zerstreut, und matt sah sie auf ihre Hände, die — so schien es — von selbst die Näharbeit verrichteten. Von draußen kam das summende Geräusch von Autos, zwischendurch ein vereinzelter Kinderruf, hell und ausgelassen.

Plötzlich dachte sie wieder an die Annonce: Eine gebildete Dame zur Gesellschaft gesucht für stillen Haushalt ohne Kinder. Sie sah auf, wiederholte innerlich die letzten Worte, schnell und scharf. Zugleich war ihr, als ob sie in großen Buchstaben mit ihrem Zeigefinger an die Wand schrieb, und im selben Moment sah sie die schwarzen Drucktypen der Zeitung: „Ohne Kinder“. Mit angenommener Gleichgültigkeit dachte sie: Ich könnte mich um die Stelle bewerben, blickte dann müde nach einer Reproduktion über dem Kamin. Allmählich wurden die Züge um ihren Mund noch unbestimmter und sehr wehmütig. Sie sah das feine und kindlich-reine Profil von Beatrice d'Este, das Glänzen der weißen Haut und der Perlenkette um den Hals. Während sie noch hinsah, bewundernd und doch auch ein kleines bißchen abwehrend, kam Ronny in seinem Schlafanzug herein. Er war ein kleiner, blonder Junge von fünf Jahren.

„Fräulein,“ sagte er, „warum sind Sie nicht gekommen? Sie lassen mich immer so lange liegen, ich will mittags nicht mehr schlafen.“ Seine Stimme klang dünn und heftig.

Mit hochgezogenen Augenbrauen wandte die Gouvernante ihren Blick nach der Wanduhr und sagte abgemessen:

„Es ist noch nicht ganz drei Uhr, du bist also zu früh aufgestanden, geh mal zurück in dein Bett.“

Sie erwartete, daß er mit dem Fuß aufstampfen würde, gereizt durch ihre unbeirrbare Gelassenheit, aber er stellte sich dicht vor sie hin und schlug seine Augen zu ihr auf. Sie waren groß und hellblau. Er lächelte sie kokett an, seine vollen roten Lippen öffneten sich, und es erklang ein Laut wie bei einem befriedigten Kind in der Wiege.

Sie stand auf, nahm ihn bei der Hand. „Komm, wir gehen zusammen.“ Argumentierte bei sich selbst: Natürlich wird er drängeln, und ich gebe nicht nach.

Aber Ronny sagte nur mit einem Seufzer:

„Es ist so warm da.“

Sie fühlte sich überrascht und entwaffnet, schweigend knöpfte sie sein Pyjama auf, hielt ihm die Bluse hin.

„Fräulein,“ begann er wieder, „gehen wir zum Teich, mit meinem Schiff?“

Sie war nicht abgeneigt, sah gern dem bunten Treiben von Kindern in dem grünen Park zu. Dennoch fragte sie: „Ist es dafür denn nicht zu warm?“

Er antwortete nicht gleich, bewegte nervös seine Händchen, und sie wußte: jetzt suchte er nach den richtigen Worten für einen schwierigen Gedanken. Ihn dabei nicht zu stören, lauschend zu warten, das hatte sie nicht nur in der Theorie gelernt, sondern es auch hundertmal von Natur aus mit einfacher Bereitwilligkeit getan. Nur diesem Kinde gegenüber betonte sie oft mutwillig und tadelnd ihre eigene Ueberlegenheit.

„In einer vollen Trambahn durch all die warmen Straßen, und dann willst du nicht einmal dein eigenes Schiff tragen.“

Er ließ sich fangen, gab hastig zurück:

„Das will ich wohl.“

„Und wenn das Boot eines anderen Jungen schöner schwimmt als deins . . .?“ Mit einem spöttischen Zug um ihren geschlossenen Mund sah sie ihn an. Wieder zögerte er mit der Antwort, wollte keine Besserung versprechen, da er fühlte, daß er damit eine Schuld eingestand. Sie begriff dies und dachte: „Wie wird er diese Schwierigkeit umgehen?“

Langsam sagte er: „Das schadet nichts.“

Ein kurzes, trockenes Lachen. „So, heute einmal nicht?“ Dann machten sie sich fertig zum Ausgehen.

In der Straßenbahn — sie saßen nun schweigend, er mit dem Schiff auf seinen Knien — dachte sie sprunghaft und zugleich schwer bedrückt über ihr Leben nach. Sie war als Lehrerin ausgebildet, aber da sie nicht sehr widerstandsfähig war, suchte sie bald eine Stellung in einer Familie. Viele Jahre fühlte sie sich reich und glücklich durch die Entfaltung ihrer Fähigkeiten. Sie wurde geachtet und geliebt, sie stellte hohe Ansprüche an sich selbst, suchte sich mehr und mehr unentbehrlich zu machen. Sie formte die Kinder durch ihre liebevolle Aufmerksamkeit, verlieh unauffällig Hilfe, sogar Führung im Haushalt. — Und fühlte ich mich dann, dachte sie, nicht als erste in jeder Familie? Entstand dadurch nicht Widerstand, allmählich und merkwürdigerweise zuerst von seiten der Mutter? Und wuchs nicht zuletzt aller Widerstand zusammen, sogar verstärkt durch unbewußte Auflehnung der Kinder? Sie hatte viele Stellungen gehabt, und sie war älter geworden und immer ein bißchen müde. Hier, bei Ronny, hatte sie es nicht schwer: reiche Leute, ein einziges Kind, das noch nicht schulpflichtig war. Auch suchte sie nicht mehr die höchste Befriedigung — auf sehr vieles verzichtete sie. Sie lebte jetzt anders, ärmer und farbloser, aber doch auch verständiger, weniger verschwenderisch. Nur der Umstand, daß sie nun sogar das Kind nicht mehr lieb hatte, gab ihr zuweilen ein verlorenes Angstgefühl. Das hübsche Kind, das alle Fremden entzückte. Sie sah es auf den Gesichtern der Damen in der Trambahn: was für ein Schatz von einem Kinde, und sie bewachte diesen Schatz, ein bißchen grimmig und gänzlich unberührt. Daß sie jemals Schadenfreude bei einem Kinde empfinden, daß sie ein Kind in seiner Ohnmacht lächerlich finden würde, lästig und töricht, dies alles machte sie fremd gegen sich selbst. Sie fühlte sich entwurzelt, in ihrem tiefsten Schmerz zerrissen. Eine andere Stellung, ohne Kinder, ja, sie würde sich bewerben. Manchmal war ihr auch, trostvoll, als ob sie nur zu müde geworden wäre.

Sich zu Ronny vorneigend, suchte sie ihn liebevoll anzusehen. Sie fühlte das Lächeln um ihren Mund, aber ihre Augen blieben starr. Er sah zu ihr auf, unschlüssig, murmelte dann unsicher: „Nicht tun.“

„Komm,“ sagte sie, „wir steigen aus, laß dein Boot nicht fallen.“

Sie hatte Antwort auf ihre Bewerbung erhalten; man wolle sie gern kennen lernen. In dem Briefe war ein frischer Ton, der sie ansprach. Sie hörte sich selbst reden, gewählt, für sich einnehmend: Lieber bin ich bei Kindern, wissen Sie, ich habe sie so gern. Aber in meiner früheren Stellung wurde ich ausgebeutet — ach, das passiert so leicht —, und die Familie, bei der ich jetzt bin, da fühle ich mich zufällig ganz und gar nicht auf meinem Platz. Menschen, die glauben, daß Geld alles sei . . . Da öffnete sich die Tür, und Ronny kam herein mit seiner Mutter und einer Besucherin. Sie wollten sehen, wie das Kind zu Bett gebracht wurde, sagte sie freundlich und legte zärtlich eine Hand auf seinen Kopf. Die Gouvernante nickte, half mit, das Kind durch wenige Worte zum Mittelpunkt zu machen. Laut sagte sie: „Heute nimmt er noch ein Bad; Sie werden ihn schwimmen sehen.“

Aber Ronny entschlüpfte ihrem Griff und begann weinerlich: „Ich will noch nicht zu Bett.“ Sie wartete einen Augenblick, ob die Mutter eingreifen würde, und als diese schwieg, fing sie lachend das Kind in ihren Armen, drückte sanft ihr Gesicht an seine Brust, in einer reinen Aufwallung, ihn ganz für sich zu gewinnen. Aber als er sich nun ausgelassen an sie festklammerte, richtete sie sich auf und lenkte mit einem Scherz seine Aufmerksamkeit auf etwas anderes. So zeigte sie den beiden Frauen, die zusahen, das ideale Bild des Kindes mit seiner Erzieherin: das Kind, das aufmerksam an ihren Lippen hängt, mitsprechend, einen Glanz in seinen hellen Augen, während sie, die Gouvernante, indessen mit ihm tun kann, was nötig ist: ihn auskleiden, waschen . . .

Gerade, als Ronny ihnen geduldig den Gutenacht-Kuß gegeben hatte, wurde die Mutter einen Augenblick weggerufen. Zum angrenzenden Zimmer zurückgehend, blieb die Besucherin eben am Fenster stehen.

„Sie sind gewiß gern hier?“ fragte sie.

Die andere bejahte.

„Ja, ich kann es Ihnen ansehen, Sie verstehen auch Ihr Fach. Und doch, es ist merkwürdig“ — sie schob die Gardine etwas zur Seite und blickte hinaus —, „es ist merkwürdig von mir, aber ich liebe dieses Kind nicht. Bin ich vielleicht eifersüchtig? Ich habe selbst keine Kinder, und er ist hübsch, Ronny, fin-

den Sie nicht? So gut gewachsen. Aber ich könnte nicht an ihm hängen."

Die Gouvernante fühlte sich verwirrt. Sie empfand eine Anwandlung von Entrüstung, fast Widerwillen vor dieser Frau, die behauptete, ein Kind von fünf Jahren nicht lieb haben zu können. Sie fühlte, wie sie innerlich reagierte: stolz, scharf abweisend. Aber gleich darauf war ihr wie eine Befreiung der Gedanke: es gibt noch mehr wie ich, es ist nicht ausschließlich meine Schuld. Aber bevor sie es recht wußte, sagte sie: „Ach, gnädige Frau, es wird oft so anders, als wir selbst im Beginn denken. Ronny hat mich vielleicht auch nicht sofort gefangen, aber mit der Zeit wohl. Jedes Kind hat seine besonderen guten Eigenschaften."

Die Mutter des Kindes kam zurück, winkte ihrer Freundin mit einem Lächeln.

„Ob er schon schläft?" fragte sie noch.

„Ich glaube nicht, aber er ist immer ruhig."

Dann blieb die Gouvernante allein. Sie blickte aus dem Fenster, ohne etwas zu sehen. Wieder gingen ihr die Worte blitzartig durch den Kopf: Bin ich so unwahrhaftig geworden, daß ich ganz konventionell reagiere auf die ehrliche, schroffe Aeußerung einer fremden Frau? Oder kenne ich mich selbst nicht, und liebe ich das Kind?

Lange Zeit stand sie so; dann ging sie behutsam in das Zimmer des Knaben. Sie drehte das Licht an; er schlief, auf seinen blassen Wangen zuckten die feinen Augenwimpern, sein roter Mund war leicht geöffnet. Sie wollte bei ihm niederknien, ihn fragen, ob sie ihn lieb hätte. Aber höhnisch dachte sie: als ob er das wissen könnte, fühlte dann einen Moment scharf die tödliche Kühle ihres Herzens. Sich umwendend, wußte sie nur noch: ich muß hier fort, aber einen Ausweg sah sie nicht. An der Tür, mit einem letzten Blick auf das Kind, kam ihr dieser Gedankenblitz: wenn er anders wäre, meine Liebe forderte als Nahrung, als Brot . . .

Das letzte Tageslicht in ihrem Zimmer fiel auf das feine, helle Gesicht von Beatrice d'Este. Sie sah es nicht, blieb in sich gekehrt. Bis endlich eine Träne wie eine große Perle über ihre Wange glitt, und sie, erleichtert, die Erschöpfung ihres Körpers spürte. (Berechtigte Uebertragung aus dem Holländischen.)

Hoot Gibson, der neue Meisterdetektiv.

Eine der beliebtesten Typen der Filmleinwand war von jeher der Detektiv. Aber während der Film im Laufe der Jahre in Technik und Darstellung sich immer weiter entwickelte und durchgreifende Umwälzungen erlebte, konnte sich die Gestalt des Filmdetektivs, in ihrer Entstehung und Formung selbstverständlich von der einschlägigen Kriminalliteratur stark beeinflußt, nicht von ihren traditionellen Requisiten trennen. Hin und wieder wurden schüchterne Versuche gemacht, einen neuen Typ des Meisterdetektivs auf die Beine zu stellen, aber der Triumph des Mr. Sherlock Holmes war nicht zu erschüttern. Durchbohrender Blick, gerunzelte Stirn, schmaler, kalter Mund, in dem die unvermeidliche Shagpfeife steckt, auf dem Kopfe die unvermeidliche Schirmmütze: diese Attribute eines unbesiegbaren, durchdringenden Geistes sind zu klassischen Merkmalen des Detektivs geworden.



Hoot Gibson, ein Allerweltskerl, der mit seiner Spürnase allen Filmhalunken schwer auf den Fersen ist. Phot. Ufa.

Nur **Hoot Gibson**, dessen neuer Film „Der fliegende Teufel von Texas" kürzlich in **Berlin** mit größtem Erfolg seine Uraufführung erlebte, konnte sich gegen diesen Einheitstyp durchsetzen. Der berühmte amerikanische Cowboy und Sensationsdarsteller hat sich umgestellt, um einen neuen verblüffenden Detektivtyp zu erschaffen. Er schüttelt seinen gerissenen Scharfsinn sozusagen förmlich aus dem Handgelenk, ohne Aufgeblasenheit, ohne Wichtigtuerei. Er macht sich so unansehnlich, wie er nur kann, spielt den Trottel mit unerhört glaubwürdiger Verstellung, spürt seine Beute auf mit der absolut nachlässigen Miene des gewöhnlichen Bummlers würzt all sein Tun mit schlagender Komik, und in dem entscheidenden Moment des Geschehens tauscht er sein wildes Roß mit dem Automobil, mit seinem dämonischen Motorrad, oder gar mit dem Flugzeug. Alles so gewandt, so sicher, so selbstverständlich, als ob es sich nicht mehr um den berühmten Cowboy Hoot Gibson handelte, von dem ein jeder glaubte annehmen zu müssen, er wäre mit seinem wilden Pferd fest zusammengewachsen.

Greta Garbos Schönheitsrezept.

Der Filmstar Greta Garbo ist der Ansicht, daß Sport der Frauenschönheit nicht förderlich sei. Wenn man sich schön erhalten wolle, sollte man viel ruhen, sogar während des Tages, nach dem Essen. Es sei nicht notwendig, dabei zu schlafen, sondern es genüge, wenn man nichts denke, denn vollkommene Ruhe wirke weitaus besser als ein unruhiger Schlaf. Sport stärke die Muskeln, aber ein muskulöser Frauenarm sei nie schön. Außerdem drücke sich die körperliche Anstrengung im Gesicht aus, das einen harten und müden Zug bekomme. Das beste Mittel zur Erhaltung der Frauenschönheit sei aber das Wasser, äußerlich und innerlich angewendet. Sowohl frühmorgens wie abends wasche man das Gesicht mit Wasser. Morgens nehme man eine kalte Dusche, dann bade man lau. Tagsüber trinke man zwölf Gläser Wasser, das befreit den Teint von jeder Unreinheit. Die Haut kann bloß schön bleiben, sagt Greta Garbo, wenn auch der ganze Körper in gutem Zustand ist. Darum lege ich Wert auf viel Ruhe, viel Wasser, gute Nahrung, hauptsächlich frisches Obst und frisches Gemüse, und frühes Zubettgehen.

Aus aller Welt.

In 21 Tagen um die Welt. Das ist die stolze Parole, unter der der Redakteur des Illustrierten Blattes, Max Geisenheyner, diesmal berichtet. „Als unser „Graf Zeppelin" die letzte Etappe seiner Weltfahrt in Neuyork beschloß, konnte man in einem doppelten Sinne sagen, daß er die Erde wie im Fluge umkreist habe. Denn selbst die größten Optimisten hätten dieses stürmische Tempo nicht für möglich gehalten. Wie leicht, wie elegant hatte das Luftschiff die Hindernisse genommen; unerforschte Luftströmungen, unbekannte Gebiete, nie beflogene Meere, und dazwischen ein paar Stationen des Jubels und der Gastlichkeit." Von diesen Stationen und von den Plänen des „Zeppelin" berichtet genau die neueste Nummer (Nr. 37) des „Illustrierten Blattes". — Ein mit besonderer Spannung erwarteter Artikel berichtet von „Kleinauto und Weekend". Er gibt eine vernünftige und übersichtliche Aufstellung der Spesen, die ein Kleinauto heute dem glücklichen Besitzer kostet. E. Kellen plaudert über „Aufnahmeprüfung der Kampfstiere". Die wissenschaftlich interessierten Leser werden viel Freude an einem schönen Bilderaufsatz über die Stubenfliege haben, besonders lehrreiche Aufnahmen über die Funkausstellung in Berlin werden Radiofreunde erfreuen, während eine interessante Theaterseite über die Berliner Saisoneröffnung berichtet. Ein besonderer Schlager ist diesmal „Operettenbörse in Ischl", die die beliebtesten Komponisten, Librettisten und Stars während der bekannten Kur in Ischl zeigt und zugleich musikalische Autogramme gibt. Die soziale Bewegung wird mit einem Bilderaufsatz „Kinderrepublik" beleuchtet, während eine Scherzseite von M. Bertina über das Hundecoupé für die Erheiterung der Leser sorgt. Das Blatt ist ab Samstag zu haben.



Humor des Auslands.

Der leidenschaftliche Bergsteiger. Rire.